Sprachreport Jg. 4 (1988), Nr. 3, S. 7-11

Uwe Hinrichs

Publikationsserver des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache
URN: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:mh39-94063

Die Sprache der »Betroffenheit«*

(Reaktion einer »betroffenen« Leserin):

Frage: – *Wie gefällt dir mein neues Buch?*
Antwort: – *Du, also, was du dadrin gesagt hast, kann ich mich halt echt auch irgendwo wiederfinden oder so, weil da is irgendwo auch n Stück Widersprüchlichkeit un sin... auch spontane Ängste von der Person her, so authentisch irgendwie, das is ganz wichtig, da weiß ich, frau ist selbst betroffen oder so.*

Die zentrale These dieses Beitrags ist:

> Die moderne deutsche Betroffenheit und ihre Sprache ist eine Reaktion – eine späte Gegenreaktion auf jahrzehntelange, notorische Nichtbetroffenheit, die sich von der Naziherrschaft bis in die 80er Jahre erstreckt.

Alle anderen Aspekte der Betroffenheit – sprachliche, soziale, psychologische, historische – sollen diese These stützen.

Die bisherigen wissenschaftlichen, populärwissenschaftlichen und anderen Äußerungen zur Betroffenheit (alle Literatur ausführlich in Hinrichs 1984, 1986, 1987) hatten ein eher begrenztes Echo innerhalb des engeren Bereiches, etwa innerhalb der germanistischen Linguistik. In der allerjüngsten Zeit jedoch gibt es ein Echo, das weit über die Spezialdisziplin hinaus- und in die Öffentlichkeit hineinreicht:

- da zeigt sich der Psychologenverband aus Hamburg betroffen;
- da schreibt der Berliner »Tagesspiegel« über Betroffenheit und Sprache;
- da macht der Berliner SFB (Sender Freies Berlin) Interviews zur Sprache der Betroffenheit;
- der »Stern« greift ein und diskutiert die Betroffenheit auf der ersten Seite;
- die Frauenzeitschrift »Brigitte« nimmt Betroffenheit und Sprache auf;
- da schreibt sogar das Berliner »Info« der Freien Universität über Betroffenheit;
- schließlich veranstaltet die Landesnervenklinik in Berlin-Spandau eine ärztliche Fortbildung zum Thema *Die Sprache der Betroffenheit* (auf die auch dieser Beitrag zurückgeht).

Dies alles ist zum einen typisch für den oft sprunghaften Kulturbetrieb, zum anderen darf man aber doch die Reaktion insgesamt als ein Symptom sehen – ein Symptom für ein heißes Thema, das im besten Sinne betroffen macht und vor allen Dingen eine Show ist, eine Show um ein Wort und einen Begriff: *betroffen* und *Betroffenheit:* es ist das Zauberwort, das Reizwort, das Kodewort, die Formel des Zeitgeistes der 80er Jahre. Man ist betroffen, man zeigt sich betroffen, man redet betroffen, fast möchte man sagen: Man geht nicht mehr ohne, Betroffenheit ist in.

Man lese die Presse von der »Bild«zeitung über den »Tagesspiegel«, den »Spiegel« und die »Zeit« bis hin zur »taz«, die Frauenzeitschriften und die Regenbogenpresse, man sehe das Gesundheitsmagazin Praxis, Berlin am Abend oder die Tagesschau, man lese das Feuilleton und die Kritiken des Kulturbetriebes, man höre RIAS oder das Bettgeflüster auf (dem Berliner Sender) 100,6 – alles strotzt von Betroffenheit. Der kirchliche Osterartikel im Berliner »Tagesspiegel« verwendete nicht weniger als siebenmal *betroffen* und *Betroffenheit*, die normale Frequenz von *Betroffenheit* in einer beliebigen Ausgabe liegt hier bei 4–5mal pro Seite, neue Fernsehsendungen über Betroffene (z.B. *Veto*) beginnen mit einem Schwall von Betroffenheit.

Die Rede von und mit der Betroffenheit erhält von vornherein einen Bonus als »neue« Bewußtseinsqualität und auch der Betroffene erhält diesen Glorienschein oft ganz ohne eigenes Zutun und meist wird dabei vergessen, »Betroffene« auch an die eigene Verantwortung für ihre spezielle Betroffenheit zu erinnern. Da zeigt sich

- der Ministerpräsident über das Wahlergebnis betroffen,
- die Gewerkschaft reagiert auf die Forderung der Arbeitgeberseite mit Betroffenheit,
- die Pharmaindustrie sieht sich durch Minister Blüms Reformpläne stark betroffen,
- die politischen Parteien geben sich über die Machenschaften in der Staatskanzlei tief betroffen.

Da sind nicht nur Arbeitslose, Gastarbeiter, Gefangene, Alkoholiker, Prostituierte oder Fixer Betroffene. Da werden plötzlich auch alle anderen Gruppen wie durch Zauberhand zu Betroffenen: Tankstellenbesitzer, Theaterbesucher, Taxifahrer, Italientouristen, Rechtsanwälte, Gemüsehändler, harmlose Fußballfans oder FDP-Wähler – alle sind von irgendetwas oder über etwas betroffen.

Das Erstaunliche und absolut Neue ist, daß es überhaupt keine Rolle mehr zu spielen scheint, ob verschuldet oder unverschuldet betroffen, ob durch höhere Gewalt oder durch eigene Dummheit, ob passiv oder aktiv. »Betroffen« ist also nicht länger nur das Opfer von Ungerechtigkeit, Gewalt, Sucht, Leid oder Willkür, sondern im Prinzip ein jeder und viel öfter noch eine jede, von der nur in irgendeiner Form öffentlich die Rede ist.

Immer öfter ist das öffentliche Bekenntnis *Das hat mich irgendwo doch unheimlich betroffen gemacht* zu hören, das fast schon wie selbstverständlich und ganz pauschal steht für Empathie, Mitfühlen, Verstehen, emotionale Harmonie und ein ganzheitliches Bewußtsein der sozialen Zusammenhänge. Betroffenheit wird so im Handumdrehen zum Personalausweis für das richtige Bewußtsein und zur Eintrittskarte in die richtige Gruppe.

Man hört die Zauberformel: *unheimlich betroffen* – und möchte doch immer sofort fragen: Ja, aha, das ist ja interessant, aber einen Moment bitte:

- *wieso* bist du betroffen, was ist dein Motiv;
- wieso bist ausgerechnet *du* betroffen, was hast du dafür getan, daß du betroffen sein *darfst;*
- wieso bist du ausgerechnet *betroffen,* vielleicht bist du außer *betroffen* auch noch etwas anderes, vielleicht verärgert oder empört oder amüsiert oder beleidigt?
- wieso bist du *irgendwo* betroffen, weißt du nicht wo, und wenn du's weißt, dann sag uns, wo und wie;
- wenn du *tatsächlich* betroffen bist, warum *sprichst* du dann nur davon und warum *zeigst* du sie nicht, deine Betroffenheit?

Alle Indizien sprechen dafür, daß es in der Bundesrepublik spätestens seit Beginn der 80er Jahre so etwas gibt wie ein öffentliches Syndrom der Betroffenheit, so etwas wie einen kollektiv verbindlichen Bewußtseinszustand der Betroffenheit, wobei die dazugehörige Sprache nur der verbale Ausdruck ist – sozusagen das äußere Zeichen der Betroffenheit – um nicht zu sagen: ihr Abzeichen.

Da gibt es eine ganze neudeutsche Betroffenheitsliteratur – übrigens oft feministisch dominiert. »Betroffen« sind dabei alle, mit denen sich irgendetwas tut und die deshalb irgendetwas über sich mitzuteilen haben: Frauen in Moskau, Frauen, die zu sehr lieben, Frauen, die zu wenig lieben, Neue Männer, Menschen mit oder ohne Liebeskummer, Männer, die zuviel trinken und Frauen, die zu wenig essen, Familien mit zwei oder drei Kindern, schwule Unternehmer, leitende Angestellte in der Midlife Crisis – bis hin zu Nichtschwimmern unter achtzehn, dafür aber mit zwei Fremdsprachen.

Die beiden Kultbücher der Betroffenheit, die als Bestseller stellvertretend für hundert andere stehen, haben in kürzester Zeit und ohne jede Reklame sechsstellige Auflagen erreicht:

- Zu Beginn der 80er Jahre – Hochblüte der subkulturellen Betroffenheit – der *Tod des Märchenprinzen* von Svende Merian, das als »Frauenroman« aufgemachte Tagebuch einer Radikal-Feministin, deren Sprache mitunter bis zur Karikatur *betroffen* ist;
- 1987 dann *Beim nächsten Mann wird alles anders* von Eva Heller, das von einer »Betroffenen« berichtet, die »eine partnerschaftliche Zweierbeziehung ohne Besitzansprüche sucht, in der ich mich echt verwirklichen kann«. Originalton der Heldin Constanze Wechselburger: *Ob meine Spontaneität vielleicht irgendwo unreflektiert war?*
- schließlich auch noch zu erwähnen das Buch *Wenn Frauen zu sehr lieben* von Robin Norwood (das besser heißen sollte *Wenn Frauen nicht lieben können*), dem postwendend folgte *Briefe von Frauen, die zu sehr lieben* unter dem Motto: *Betroffene machen Hoffnung.* Ebenfalls ein absoluter Hit.

Im speziellen Sujet dieser Bücher hat denn auch die Sprache der Betroffenheit ihr ureigenstes Milieu und findet geradezu ideale Lebensbedingungen vor. Es ist, wie der »Stern« einmal schrieb, »die anständige deutsche Qualitäts-Beziehungskiste mit Freiheitspolster, Trennungsdeckel und Orgasmusriegel«.

Die Sprache der Betroffenheit: Der Kritische Punkt

Sprachliche Verhältnisse – wie auch psychische, soziale und kulturelle überhaupt – geraten immer dann in die öffentliche Diskussion, wenn sie an einem bestimmten und meistens kritischen Punkt angekommen sind. Sie wollen aufgearbeitet, bearbeitet, besprochen werden, damit sie sich ändern können oder andere Verhältnisse nachfolgen können. Dies ist eine dialektische Binsenweisheit – sie ist auch hier am Werke.

Bevor die kritische Phase, in der sich der öffentliche Kult der Betroffenheit und seine Sprache jetzt anscheinend befinden, näher beleuchtet wird, sagen wir zunächst klar, um was es sich eigentlich handelt.

Wie also klingt die Sprache der Betroffenheit, der Betroffenen, das Betroffensein? Ich zitiere drei Beispiele, die extrem, aber authentisch sind.

Beispiel 1
Die alternative Wohngemeinschaft:
Ich denk's is auch irgendwo halt ganz wichtig, daß wir auch ganz offen unsere Ängste oder so einbringen, weil, des sin' halt ganz wir dann.

Beispiel 2
Der Neue Mann:
Der Sänger Klaus Hoffmann vor einem kleinen Auftritt in Robert Lemkes Raterunde:
Also ich bin jetzt auch irgendwo echt aufgeregt hier vor Euch, weil, ich bin halt auch ganz subjektiv betroffen, oder so.

Beispiel 3
Die private Selbstfindungs-Runde:
Ich bin da also auch ganz schön irritiert, weil ich das Gefühl hab' ich hab' mich jetzt unheimlich bemüht, öh, auch das was da am Sonntag bei mir spontan abgelaufen is, Euch auch klarzumachen, meine Ironie oder so wie das gekommen is und bin auch irritiert über das, was du jetzt gesacht hast, weil des is mir auch neu, oder so.

Wollte man die Sprache der Betroffenheit auf den Begriff bringen, dann müßte man mindestens dies angeben:

- Sie ist das Reden über Kommunikation, über Sprechen und Verstehen, über Gefühl und Beziehung über Motiv und Absicht – über die momentane – wieder so ein Wort – *Befindlichkeit:* Herrschaft der Metakommunikation.
- Sie verwendet das Vokabular der Psychologie und der Psychoanalyse, und zwar im normalen Alltagsgespräch: das »Psychologisieren im Alltagseinsatz« (Dieter E. Zimmer);
- Sie hat einen stark erklärenden, deutenden, diskursiven, analysierenden, festschreibenden Zug;
- Sie weicht in der Form, also in Satzbau und Syntax, stark von der hochsprachlichen Norm ab und hat einen Hang zum Satzbruch, zum Schwundsatz, zum Substandard, zur Bandwurmsyntax.
- Sie hat oft eine schleppende, absinkende, leicht klagende, eben irgendwie »betroffene« Satzmelodie.

Es gibt zwei starke Indizien dafür, daß das Syndrom der Betroffenheit und ihre Sprache jetzt gegen Ende der 80er Jahre einen kritischen Punkt erreicht hat:

(1) Im Laufe der letzten 5–8 Jahre hat diese Sprache die Hürde genommen vom Jargon der Subkultur der alternativen Szene hinein in die Öffentlichkeit und den »öffentlichen Diskurs«, in Zeitung, Funk, Fernsehen, Literatur. Szene teilt sich hier auf in viele Einzelszenen. Die wichtigsten sind in historischer Reihenfolge:

● Die sog. Psychoszene in den großen Städten, die sich nach dem Scheitern der politischen Träume von 68 in den 70er Jahren bildete. Motto: wenn Veränderung draußen im Objektiven, Politischen nicht möglich ist, machen wir sie drinnen im Subjektiven, Privaten, Psychischen; hier ist das psychologische Erbe der kollektive Hintergrund für die Betroffenheit, weil hier tatsächlich jeder und jede betroffen war: Nicht nur von dem eigenen – echten oder modisch aufgesetzten – psychischen Defekt, sondern auch von Hunderten großer und kleiner Therapien (Stichwort »Therapiegesellschaft«, »Therapiekarriere«).

Hier ist es der oft unseriösen – man muß schon fast sagen – »Psychobranche« gelungen, einen unverwüstlichen Mythos unters Volk zu streuen, nämlich den von der Populärtherapie für jedermann zwecks Selbstfindung und Selbstverwirklichung: Selbsterfahrungsgruppe, Gestalttherapie, Häkelzirkel, Biodynamik, Heilfasten, Transaktionsanalyse, Urschrei, Töpfern oder Türkisch, Kopf oder Bauch, Reden oder Körper – bis hin zu sozialer und psychischer Wiedergeburt und Neuer Esoterik.

● Die alternative Szene der Studenten, Spontis, Hausbesetzer und Stadtindianer der 70er Jahre, die in den Wohngemeinschaften nicht nur neue Lebensformen ausprobierten, sondern sie auch sprachlich ausdrücken wollten; die Hinwendung zum anderen, partnerschaftlichen Kommunizieren, das Sich-Öffnen, solidarisches Verstehen des anderen als eines Betroffenen oder Mitbetroffenen. Hier diente der Staatsapparat – Polizei und Justiz – oft als kollektiver Buhmann für Projektionen aller Art, der die Betroffenheit in »böser« Absicht erst auslöst und sekundär die Gruppenidentität sichert.

● Die Szene der in helfenden und heilenden Berufen Tätigen, die oft mit benachteiligten und »betroffenen« Randgruppen zu tun haben – also Erzieher, Sozialarbeiter, Ersatzdienstleistende, Bewährungshelfer, Beschäftigungstherapeuten, junge Psychiater, Psychologen und Neue Mediziner.

● Die Szene der Geschlechterbewegung, also der sogenannten Neuen Männer und Frauen, immer und nur allzubereit, sich über ihre Gefühlswelt zu verbreiten mit der Fiktion des neuen verbalen Verständnisses auf der Basis der gemeinsamen gefühlsmäßigen Betroffenheit.

● Die alternative Politszene: Friedensbewegte, Grüne, Ökologen – Stichwort »Ökopaxe«.

● Eventuell die Szene der Neuen Religiosität und der Neuen Esoterik – sozusagen die Überhöhung der Betroffenheit ins Metaphysische. Motto: es gibt keine Zufälle.

● Gesondert davon – und hier sollte man nicht *Szene* sagen –: der Bereich AIDS und seine öffentliche Behandlung und Darstellung – und damit meine ich die aus welchen Quellen auch immer gespeiste und allseits geduldete Umdeutung, Verdrängung, Verharmlosung, ja, Mystifizierung einer lebensgefährlichen Immunkrankheit zu einer modischen Zeitgeistkrankheit unter dem Vorzeichen der Betroffenheit.

Der fast geräuschlose Übergang dieser Sprachform aus der betroffenen Randgruppe hinein in die Öffentlichkeit markiert genau jenen Punkt, der das kritische Stadium signalisiert. Betroffenheit ist etwa seit 1982 eine allgemeine Bewußtseinsqualität, auf die jetzt alle Anspruch erheben können – ohne Gefahr zu laufen, gleich für links oder alternativ gehalten zu werden.

(2) Das zweite Indiz für das Erreichen eines kritischen Punktes ist das wissenschaftliche – zum sprachlichen also das metasprachliche Indiz: zur selben Zeit, zu der die Sprache der Betroffenheit öffentlich und konventionell wird, wird sie auch von den Wissenschaften erfaßt (Literatur in Hinrichs 1984, 1986, 1987):

● von der Soziolinguistik als besondere Gruppensprache, etwa die alternativer Wohngemeinschaften;

● von der germanistischen Linguistik als metasprachliches Syndrom und Flucht in die Metasprache;

● von der Kommunikationspsychologie als schicker »Psycho-Knigge« der psychologischen Amateure unter dem Diktat der psychologischen Bildung;

● von der wissenschaftlichen Publizistik als Psycho-Jargon der Alternativen und später auch der aufwärtsmobilen Mittelschicht.

Bevor versucht werden soll, das WOHER und das WOHIN der Betroffenheit zu beantworten, soll die Sprache der Betroffenheit als ein eigener Stil des Sprechens und des Verstehens von verschiedenen Seiten unter die Lupe genommen werden:

- wie spricht man sie
- wie hört und versteht man sie
- wie wirkt sie und wie wirkt sie sich aus?

Die Sprache der Betroffenheit: Wie man sie spricht

Was sofort auffällt, ist ein Gegensatz, ein Widerspruch. Er besteht zwischen zwei Stilebenen, die sich eigentlich nicht miteinander vertragen (früher sagte man »Stilbruch«):

- die Ebene des Vokabulars der wissenschaftlichen Psychologie und der Psychoanalyse; also – spezielle Begriffe, komplexer Inhalt, abstrakte Bedeutung;
- die Ebene des Satzbaus; er ist betont ungrammatisch, einfach, »unlogisch«, lässig, »spontan« und durchbrochen bis hin zur Auflösung von vernünftigen Satzstrukturen – daher der eigentümlich schleppende Eindruck.

Bringt man beide Ebenen zusammen, kommen Äußerungen heraus, die man heute überall hören kann:

Du, des is halt auch irgendwo auch die Frage, was die Erfahrung Trennung und so mit dir halt macht, oder so, ich mein', das is auch irgendwo n Stück Verletzung oder ganz doll und das seh' ich hier noch nich, wo du des halt auch mit einbringst, verstehst.

Nehmen wir zunächst die Begriffe: Außer der schon wie selbstverständlichen *Betroffenheit,* die pauschal für alle möglichen Gefühle steht, geht es um die unterdrückten *Ängste,* die unbewußten *Widerstände,* da wird *Trauerarbeit* geleistet, da ist *Öffnung* angesagt, da soll man die *Wut* spontan rauslassen, die *Verliebtheit* zulassen, da kann man sich *fallenlassen* (»die Gruppe fängt dich auf«). Ganz wichtig ist, zur eigenen *Verletzlichkeit* zu stehen, *verwundbar* zu sein, sich *spontan einzubringen,* den *Frust öffentlich zu machen, Probleme in Erfahrungen aufzulösen, Erfahrungen transparent zu machen, offen aufeinander zuzugehen,* mit der *Ambivalenz umgehen lernen* und so weiter.

Liebe heißt dann auf psychologisch *Zuwendung, Unterhaltung* heißt *Kommunikation, Gespräch* heißt *interaktiver Austausch, Empörung* und gerechter *Zorn* verwandeln sich in konturenlose *Betroffenheit,* ganz ordinärer *Ärger* geht über in namenlosen *Frust, Liebschaften* erstarren zu *Beziehungen* oder gar zu *Zweierbeziehungen,* Eltern und Freunde schließlich werden zu anonymen *Bezugspersonen.* Wenn man woanders sagt *ich liebe dich,* heißt es hier *Du, ich hab' dich irgendwo ganz doll gern:* Wörter, die sich in der Umgangssprache unkontrollierbar und diffus vermehren, durchsichtig und konturenschwach, beliebig und austauschbar, Wechseltierchen auf den Scheinfüßen des sprachlichen Ausdrucks: »Amöbenwörter« (Pörksen 1988; siehe SPRACHREPORT 1/88). Sie alle zeugen »beredt« von dem ungelenken bis zuweilen geradezu phobischen Umgang vieler Alternativer mit Gefühl und Beziehung.

Verwendet werden also die Begriffe der Freud'schen oder allgemeinen Metapsychologie. Sie sind oft mechanistisch *(Widerstand, Trauerarbeit, Austausch),* aber eben auch bildlich und kommen so der Vorliebe der Umgangssprache für die Metapher entgegen. Trotz allem bleiben es aber wissenschaftliche Begriffe, die theoretisch definiert sind und eigentlich streng angewendet werden müßten. Es gibt hier also einen Widerspruch, eine Lücke, und zwar zwischen strenger Wissenschaftlichkeit und dem Anspruch der lockeren Verbindlichkeit, zwischen monologisch und dialogisch, zwischen abstrakt und konkret.

Diese Lücke zu überbrücken, werden verschiedene Tricks angewandt. Die fünf wichtigsten sind:

(1) Der erste ist die Mehrzahl des Begriffes. – Der Betroffene hat also nicht einfach *Angst,* sondern gleich *diffuse Ängste,* zeigt nicht *Widerstand,* sondern *innere Widerstände,* hat keine *Wunde,* sondern *irgendwo auch Verletzungen.* Durch die Mehrzahl wird der schiere Begriff etwas handlicher, der Anspruch der Wissenschaftlichkeit wird entschärft und der Situation angepaßt (vgl. dazu den Beitrag von U. Haß in diesem Heft).

(2) Der zweite ist die Erweiterung des Begriffes. – Wer sagt heute noch *Erwartung,* es muß eine *Erwartungshaltung* sein; wer ist noch mit einem *Erfolg* zufrieden, es muß ein *Erfolgserlebnis* her, wer hat noch ein *Ziel,* es geht um die allgemeine *Zielsetzung.* Da wird der *Trotz* immer gleich zur komplexen *Trotzreaktion,* jedes *Thema* zum anspruchsvollen *Schwerpunktthema.* Auch in der Werbung gibt es ja zu Weihnachten und Ostern nur noch modische *Geschenkideen* statt einfacher *Geschenke,* in den Nachrichten nur noch *Protestaktionen* statt anständigen *Protest,* in der Politik nur noch vage *Kompromißformeln* statt ordentlicher *Kompromisse:* Imagearbeit mit frisierten Prestigewörtern.

(3) Der dritte Trick ist die Einschränkung des Begriffes. – So gibt es in der Betroffenheitssprache vieles nur im *Stück* oder ein *Stückweit: ein Stück Verantwortung, ein Stück Agression, ein Stück Annäherung, ein Stückweit Zuwendung, sich ein Stückweit zurücknehmen, sich ein Stückweit entgegenkommen.*

(4) Der vierte Trick ist der Gebrauch der uns so ins Ohr gehenden, aber auch berüchtigten Füllwörter, die vielen kleinen Einschübe und Anhängsel, die die Linguistik Parenthesen, Partikeln, Modalwörter, Interjektionen, hedges, tag-questions, gambits, hesitation words nennt: *Das is ja... ähm... also halt auch schonn irgendwo n Stückweit Verletzung gewesen oder so.*

Wer kennt nicht das stereotype und oft belächelte *irgendwo* und *irgendwie,* wo man immer fragen möchte *ja wo denn?* und *wie denn?,* die immer irgendwo im Satz drin- oder dranhängen, ihn stükkeln und gleichzeitig wie einen Bandwurm auseinanderziehen; ferner das unbekümmert und meist im letzten Moment angehängte *oder so* und die vielen kleinen Füllwörtchen wie *ja, halt, eben, auch, doch, schon.*

Sie tauchen fast in jedem Satz auf, lösen die diffuse Syntax aus und sind das formale Kennzeichen dieser Sprache. Normalerweise sind sie das Salz in der Suppe (»Würzwörter« – wie Martine Dalmas sie im SPRACHREPORT 1/87, S. 11, genannt hat) und helfen, das Gesagte mit dem Hörer zu teilen und das Verstehen zu erleichtern: sie sind – wie die Pragmatiker sagen – »konsensorientiert«, man kann auch sagen, sie ölen die Gesprächsmaschine.

Sobald sie aber im Namen der Betroffenheit mißbraucht werden, dreht sich die Wirkung dieser hochsensiblen Partikelchen um und verkehrt sich leicht ins Gegenteil: das Gesagte wird dann so weit zurückgenommen, abgeschwächt, aufgeweicht und eingefärbt, daß der Inhalt oft hinter der schieren Betroffenheit verschwindet: Betroffene haben ja immer Schwierigkeiten mit der Sachlichkeit und der reinen Information. Außerdem weiß der gutgläubige Hörer immer weniger: Glaubt denn der Sprecher nun selbst an das, was er sagen will oder nicht? Ist er überhaupt davon überzeugt, was er behauptet? Wenn ja, warum nimmt er dann alles wieder zurück? Will er vielleicht am Ende auf etwas ganz anderes hinaus?

(5) Der fünfte Trick ist die Einleitung der Äußerung mit dem langgezogenen *Du* das allseits vertraute und doch so hoffnungslos anonyme Du, das Du für alle und keinen: Diesem *Du* folgt oft der subjektive Kommentar: *Du, ich mein', du, ich glaub', du, ich denk', du, ich find'.* Hierbei wird regelmäßig das Schluß *-e* der ersten Person verschluckt (wie auch das Schluß *-d* bei *sie sin(d)* oder *un(d)*), was der Rede einen besonders spontanen und betroffenen Anstrich verleihen soll, aber eben auch infantil ist. Es heißt auch immer *ich ess', ich trink', ich mach', ich red'.*

Hierher gehört auch das schon klassische *ganz wichtig* mit den Varianten *echt wichtig, total wichtig, unheimlich wichtig* für Dinge und Sachverhalte, die oft vollkommen normal oder selbstverständlich sind. Hierher gehört auch das allseits verwendbare *nachvollziehbar,* was nichts weiter als *verständlich* heißt.

Kombiniert ergibt sich hier die stereotype Einleitungsformel, die besonders gern von betroffenen Frauen aus der feministischen Szene benutzt wird: *Du, ich denk', 's is halt schon ganz wichtig...* Die Aufrichtigkeit gebietet es, hier auch die Bonner Ministerin für Gesundheit, Frau Rita Süßmuth, nicht unerwähnt zu lassen, die böse Zungen auch zuweilen die *Ministerin der Betroffenheit* nennen. Sie kultiviert eben diesen Sprachgebrauch, vertritt damit die Frauen als apriori und wie selbstverständlich Betroffene und zeigt höchst erfolgreich, wie man mit Betroffenheit Politik (und PR) macht.

Ambivalente Botschaft

Es entsteht so ein eigentümliches Gemisch aus verschiedenen Ebenen, ein auffälliges Gegeneinander und Miteinander:

- abstrakter Begriff contra lockerer Satzbau,
- psychologischer Anspruch contra partnerschaftliche Mitteilung,
- begriffliche Ferne contra kommunikative Nähe,
- Semantik contra Syntax.

Psychologen würden hier vielleicht von der Mehrdeutigkeit oder gar der Ambivalenz der Botschaft sprechen: einerseits soll Bildung und Bewußtsein »rüberkommen«, andererseits aber auch die Öffnung und das Solidarische. Die Widersprüche spiegeln den Grundkonflikt des Betroffenheitsjargons auf mehreren Ebenen wider. Dieser Konflikt besteht zwischen Inhalt und Form, zwischen dem Gesagten und dem Gemeinten, zwischen Sprechen und Verstehen, zwischen bewußt und unbewußt – die Psychoanalytiker würden sagen, zwischen primärprozeßhaften und sekundärprozeßhaften Inhalten. Heraus kommt ein eigentümlich verwirrter und verwirrender Stil, der den Hörer ganz mit in die Mitteilung hineinnehmen will, ihn aber gerade dadurch als autonomen Kommunikationspartner aus dem Auge verliert.

Ebenso mehrdeutig ist das Wort *betroffen* selbst.

Vor der Betroffenheitswelle und dem Gefühltskult der späten 70er und der 80er Jahre bedeutete *betroffen* ganz einfach, daß mich oder dich eine Sache angeht, weil sie ein bestimmtes Interesse berührt. In diesem Sinne waren Kinder von der Einschulung betroffen oder die Autofahrer von der Benzinpreiserhöhung. Sie waren die *Betreffenden,* also schlicht eine Gruppe mit einer sozialen Rolle.

Später hat sich die Bedeutung von *betroffen* erweitert und mehrere andere Bedeutungen mitaufgenommen; die Linguisten würden hier von semantischer Verschiebung oder von Polysemie sprechen. So hat *betroffen,* heute mindestens diese vier Bedeutungen:

- das neutrale *betroffen* im Sinne von betreffend;
- das emotionale *betroffen* im Sinne von aufgewühlt, entrüstet, empört, verärgert;
- das ideologische *betroffen* im Sinne von ge-troffen, verletzt, verwundet, mit der Konnotation *(zu Unrecht)* benachteiligt, vernachlässigt, behindert.
- das Null-*betroffen,* semantisch leer und ohne jede Bedeutung.

Der unbestreitbare Effekt, der sich bei der Verwendung von *betroffen,* einstellt, geht darauf zurück, daß diese vier Seiten immer gleichzeitig mitaktiviert werden – oder anders: daß neben der Sachinformation über die Betreffenden immer auch noch etwas über die emotio-

nale Situation der Betroffenen mitgeteilt wird, wodurch sich dann weitere Effekte einstellen: der Betroffene appelliert, mahnt, wirft vor, entschuldigt, rechtfertigt – aber er manipuliert eben auch. Gelegentlich führt dies dazu, daß etwa das engl. *concerned* nicht mehr richtig übersetzt wird, nämlich mit *betreffend*, sondern – ganz dem Zeitgeist verpflichtet – durch *betroffen* – was ganz einfach falsch ist.

Die Umdeutung der herkömmlichen Bedeutung vieler Wörter kommt im Wort *betroffen* nur sehr deutlich zum Ausdruck, weil es ein Kodewort des Zeitgeistes ist. Die Umdeutung findet sich aber auch woanders und ging ursprünglich von der Frauenbewegung aus. Sie ist gerichtet auf die Durchbrechung des »männlichen« Diskurses durch das spontane Vorscheinen des verdrängten weiblichen oder anderen Diskurses in der plötzlichen Umdeutung oder der überraschenden Neudeutung in der Umgangssprache. Muster: »Desdemona. Ungehaltene Reden ungehaltener Frauen« (Christine Brückner).

Die Sprache der Betroffenheit: Wie man sie hört und versteht

In der Sprache der Betroffenheit gibt es ein zweites Paradox auf der Ebene des Hörens und Verstehens oder der kommunikativen Ebene. Aus der amerikanischen Kommunikationspsychologie (Paul Watzlawick) sind ja schon lange die Begriffe *Inhaltsebene* und *Beziehungsebene* auf uns gekommen. Zusammen mit dem Begriff *Metakommunikation* haben sie in der Germanistik der 70er Jahre viel Verwirrung gestiftet. Den vielen Mißverständnissen über Beziehungskommunikation will ich hier kein weiteres hinzufügen. Aber man kann sich sicher darauf einigen, die Sprache der Betroffenheit mit dem Etikett *meta-* zu versehen, wenn man darunter versteht, daß sie die psychischen und interaktiven Voraussetzungen und Folgen der Kommunikation selbst zum Gesprächsthema macht, sie »thematisiert« also alles das, was normalerweise *vor* oder *hinter* der Sprache ist.

Damit stellt sich für die Betroffenheitssprache auch ein kommunikatives Paradox ein, sozusagen zwischen Objekt- und Metaebene: die normalen Themen des Alltags werden ausgeblendet, die Beziehungsebene selbst wird besprochen und damit zu einem Gesprächsinhalt »zweiter Ordnung«. Die Folge davon ist, daß die tatsächlich geltende Beziehung – die ja nicht einfach ausgeblendet ist – diffus verschoben wird: Herrschaft der Metakommunikation.

Nehmen wir eine typische »betroffene« Äußerung:

Du also, ich mein', versteh mich richtig, ich will jetzt überhaupt nicht von meinen Agressionen ablenken, sondern echt nen Schritt auf dich zu gehen!

Sie erfüllt die Redefigur der Post-hoc-Erklärung in der psychoanalytischen Therapie, also der Deutung. Die Linguistik nennt Ausdrücke wie *ablenken* oder *annähern* zu Recht »il-lokutive« und »per-lokutive«, weil Bedeutungen wie ABLENKUNG oder ANNÄHERUNG normalerweise ungenannt *hinter* (deshalb: *meta-*) der Kommunikation stehen. Durch die Wörter versucht man das, was eigentlich nur implizit zu deuten ist, explizit zu benennen. Nun muß aber auch alles, was explizit benannt ist, wieder implizit gedeutet werden können – sonst gibt es keinen echten Dialog. Dies ist das, was Jürgen Habermas »reflexiven Sprachgebrauch« genannt hat, der die Bedingungen der Kommunikation erst problematisiert und dann verändert.

Und genau dies ist der Punkt. Was in der Therapie seinen guten Sinn hat, ist im Alltag leicht fehl am Platz. Denn die ständige Deutung in der Umgangssprache löst leicht einen Regreß aus und endet oft ganz schnell im Mißverständnis. Dies liegt daran, daß man sich im Prinzip nicht darüber unterhalten kann, wie man sich unterhalten soll. Dies meint Jürgen Habermas mit dem Satz: *Wir können einen Metadialog nicht erfolgreich führen.*

Was kann es diesem Zusammenhang bedeuten, wenn man psychologische Begriffe bemühen und sagen will, die Sprache der Betroffenheit habe orale, anale oder noch andere Tendenzen? Zunächst kann man der Psychoseite der Betroffenheitssprache mit den eigenen Mitteln beikommen. Obwohl die Freud'schen Antriebsebenen längst keine absolute Geltung mehr haben, ist es trotzdem nützlich, die Betroffenheitssprache auf solche Kategorien zu projizieren, weil dadurch bestimmte Fehlhaltungen erst wirklich sichtbar werden.

Es gibt bis jetzt leider nur wenige Berührungspunkte zwischen Psychoanalyse und Linguistik. Die beiden wichtigsten:

- die Motive für sprachliches Handeln sind letztlich unbewußt;
- es gibt deshalb so etwas wie einen unbewußten Dialog hinter den konkreten und bewußten Äußerungen.

Die Deutung im Alltag stört das Verhältnis zwischen unbewußtem und bewußtem Dialog, weil es ständig neu festgesetzt und interpretiert werden muß. Wenn man diese Störung psychodynamisch sehen will, dann könnten die Antriebsebenen bedeuten:

- oral: die Kommunikation wird restlos erklärt und ihr Sinn so vereinnahmt/verschlungen;
- anal: die großen Worte errichten eine subtile Barriere zwischen Sprecher und Hörer, wehren die wirklichen Gefühle ab, halten sie zurück oder schließen sie ein; es kann sich nichts entfalten;
- sadistisch: dem anderen die eigene Interpretation aufzwingen;
- masochistisch: sich selbst den spontanen Ausdruck wirklicher Gefühle nehmen; schließlich
- genital: diese Sprache dient der vorläufigen Neudefinition der Geschlechterrollen und des Geschlechterverhältnisses – mit jeweils anderer Dynamik bei Männern und Frauen: Der *Neue Mann* spricht über Gefühle mit der Illusion, sie dadurch auch schon zu *zeigen;* die *Neue Frau* spricht über Gefühle in der Illusion, sie dadurch auch schon zu *beherrschen.*

Die Widersprüche in der Sprache der Betroffenheit sind Symptome für den zugrundeliegenden Widerspruch: nämlich für die Spannung zwischen der Sehnsucht nach wirklicher Expressivität und der gleichzeitigen Angst davor. Mit den Worten von Gerd Vinnai:

Das psychologisierende In-Sich-Hineinkriechen lebt von der zwanghaften Fixierung an unbewältigte innere Konflikte, ebenso wie mit der damit verbundenen Angst, sich auf die äußere Realität einzulassen.

Hinter der Betroffenheit steckt der schon zwanghafte Wunsch nach Übereinstimmung, nach gefühlsmäßiger Harmonie und gegenseitigem Verstehen um jeden Preis. Diktiert von einem strengen und merkwürdigerweise oft für links gehaltenen Über-Ich. Vielleicht darf man dies eine »kollektive Neurose« nennen.

Kann es nicht sein, daß hier die Ursache für die Sterilität, für den oftempfundenen schalen Beigeschmack der Betroffenheitssprache zu suchen ist? Wer will denn sagen, daß nicht vielleicht das Mißverständnis, der Rest, den man nicht verstehen kann, die Unebenheit, das, was nicht in den Worten ist (und nur *gehört* werden kann?) – ein Gespräch am Laufen hält und für die nötige Spannung sorgt?

Die Sprache der Betroffenheit – wie sie sich auswirkt

Sprechen und Hören, Sprechmuster und Hörmuster bilden sich lebensgeschichtlich heraus – eine Erkenntnis, die gerade erst in eine linguistische Hermeneutik Eingang findet. Deshalb ist die Sprache der verletzlichen und antiautoritären Generation am gefährlichsten dort, wo sie auf die Kinder trifft, die Modesprache und Sprachmode nicht erkennen können und ihr deshalb unschuldig ausgeliefert sind: Im erzieherischen Umgang – Stichwort *Kinderladen* – bewirkt der Betroffenheitsjargon eine Atmosphäre, in der die Betroffenheit zur Ideologie wird und die spontan und emotional doch nur äußerlich ist. Nach innen aber wird der zentrale kindliche Wunsch mißachtet, der immer spontane Freiheit und vernünftige Grenzen will.

Schon das Etikett *antiautoritär* war ja verkniffen, humorlos, rigide und unfroh, es hat verhindert, was sich aus einem richtigen Impuls hätte ergeben können. Wie sagten die mittlerweile angejahrten Spontis: *wie die Kinder sein, spielend miteinander umgehen, einfach zusammensein.* Wer aber das Spielen und den Frohsinn zur ideologischen Pflicht macht, ist wohl selber nicht ganz ernstzunehmen. Hier verbirgt sich das nächste, wenn man will, das pädagogische Paradox. Je höher der Berg didaktischen Wissens, je schärfer der »pädagogische« Durchblick, je ideologischer der Anspruch, je »differenzierter« die Diskussion, je »breiter« der Konsens – desto lahmer oft auch die Praxis, desto genervter oft die Kinder – hier einmal wirklich die »Betroffenen«.

Da wandelt sich dann der antiautoritäre gute Wille ganz schnell in einen plötzlich sehr autoritären Druck. Da wird der kleine Junge, das kleine Mädchen, schon wieder festgehalten, gemaßregelt, bevorschriftet. Nur hat sich das Autoritäre jetzt hinter der psychologischen Aufklärung versteckt: O-Ton: *Du Sven, wenn du jetzt ganz richtig wütend bist, dann mußt du das gleich ganz richtig rauslassen.* So machen kindische Erwachsene aus ihren Sprößlingen früherwachsene Kinder, die sich mit »psychologischen« Erklärungen abplagen müssen, die ja für sie sowieso nie stimmen.

Da wird dann der *Alltag spielerisch eingeübt, spontan miteinander umgegangen, Austausch praktiziert* – und was dergleichen Kinderschrecknisse mehr sind. Da wird immer die Interaktion und ihr Sinn erklärt, aber nicht vorgelebt – da wird die Situation analysiert, aber nicht gestaltet: Immer ist deshalb die Anti-Erziehung auch eine Delegierung der eigenen Konflikte an die nächste Generation: *löse du meine Probleme!* Erst die autoritären Großeltern, dann die anti-autoritären Eltern und viel später dann die anti-antiautoritären Zukunftseltern. Alle sagen:

Kinder, wir wollten doch nur Euer Bestes! (und nehmen es sich dann auch gleich). Fazit: Viel geredet – nichts gelernt.

Wenn mehrere Generationen im Spiel sind – und hier sind es mindestens drei – dann muß man den Versuch machen, über die

schiere Beschreibung von Betroffenheit und Sprache hinauszukommen. Es geht also zum Schluß um die historische Genese des Betroffenheitssyndroms und um eine mögliche Prognose.

Die Sprache der Betroffenheit: historisch

Die Sprache der Betroffenheit ist ja, wie die Linguisten sagen würden, von der Textsorte her der anti-autoritäre Diskurs, d.h. er ist zunächst und vor allem anderen gegen etwas gerichtet, bevor er überhaupt auf etwas gerichtet sein kann. Will man hier an die historischen Wurzeln kommen, dann muß man zurück, und zwar mindestens bis zu jenem autoritären Komplex, der diese und andere Sprachformen letztlich ausgelöst hat. Sammeln wir zunächst einige Indizien:

- Die Sprache der Betroffenheit ist etwas einmalig Deutsches. Nach meiner Erfahrung gibt es weder in den slawischen Ländern, auf dem Balkan oder im Englischen oder Französischen eine Erscheinung, die sich hier auch nur entfernt vergleichen ließe.
- 40 Jahre nach Kriegsende wird in der Bundesrepublik gerade erst damit begonnen, den Kampf um Bewältigung des deutschen Faschismus wirklich auch offen zu führen, Stichwort »Historikerstreit«.
- Zur selben Zeit, also erst nach 40 Jahren, ist das öffentliche Bewußtsein in der Bundesrepublik für diese Bewältigung wirklich geschärft und sensibel, also für die vielen Höfers und Waldheims und alle anderen notorisch Nichtbetroffenen.
- Zur selben Zeit beginnt auch die Aufarbeitung der allerjüngsten Vergangenheit, angefangen mit der 68er Revolution bis hinein in den diffusen Subjektivismus der Wendezeit: parallel laufen jetzt (April 1988) »Spiegel«-Serie, »Stern«-Serie, FU-Ringvorlesung und verschiedene Fernsehdokumentationen über die 68er und die Folgen.

In diesem Rahmen ist die Betroffenheit und ihre Sprache nur ein Mosaiksteinchen, aber ein wichtiges und vor allem ein symptomatisches. Ist es möglich, daß die Betroffenheit und ihre Sprache die zweite oder dritte Gegenreaktion ist, eine späte, aber immer noch notwendige Gegenreaktion, und zwar gegen jene, die nie betroffen waren, die sogar sich selbst nie Betroffenheit zugestanden und eingestanden haben, die auch nie Betroffenheit zeigten – und schon gar nicht in ihrer Sprache. Gemeint ist die Kriegsgeneration der Eltern, die nach dem Zusammenbruch nicht reinen Tisch gemacht haben und nach dem großen Schrecken einfach mir nichts dir nichts zur Tagesordnung übergegangen sind. Die Generation, von der Ralph Giordano sagt, sie hätte durch den »Großen Frieden mit den Tätern« der verdrängten ersten Schuld auch noch eine zweite Schuld hinzugefügt und unerledigt der folgenden Generation zugeschoben, damit den entscheidenden »Geburtsfehler der Bundesrepublik« verursacht und sie – wie Giordano sagt – »hinken gemacht«. Also ganz nach dem bekannten Theaterstück: *Nicht ich bin es gewesen, Adolf Hitler ist es gewesen.*

Es ist ja ein psychologischer Gemeinplatz, daß das Verdrängte wiederkehrt, wenn auch vielleicht in anderer Form. Haben die Nachgeborenen die *Sprachschuld* der Väter im Krieg der Generationen schließlich umgedreht in eine *Schuldsprache,* die dann so ganz anders sein sollte: eben *anti-*. Nicht zufällig hat man ja oft den Eindruck, daß sich die flauschige und betont einfühlsame Sprache der Betroffenheit ständig für irgendetwas entschuldigt, indem sie alles wieder zurücknimmt, entschärft, aufweicht, erklärt, rechtfertigt – man könnte ja eine eigenständige oder abweichende Meinung vertreten oder gar den Hörer verletzen. Dem beharrlichen Schweigen in den Schulen und zu Hause über 12 Nazijahre und über die große Verletzung, der notorischen deutschen Nichtbetroffenheit, stünde dann fatal gegenüber das beharrliche Reden und Ge-Rede von der Verletzlichkeit, die notorische deutsche Betroffenheit: die ehemalige Verleugnung der Betroffenheit löst folgerichtig irgendwann ihre Beschwörung aus. Die typisch deutsche Art der *Unfähigkeit zu trauern* ist ja, von der Trauer erst einmal zu reden – sozusagen *anstatt.*

Wollte man es scharf formulieren und die Sache auf den entscheidenden Punkt bringen: nach dem Verlust der *humanen* Orientierung '45 (R. Giordano) droht(e) in dem Syndrom der allseitigen Betroffenheit '80 ein eigenartiger Verlust der *kommunikativen* und – mit Peter Sloterdijk zu reden – oft auch der *existentiellen* Orientierung.

Es gilt hier das Wort von der *Abhängigkeit vom Gegenteil,* engl. *counterdependence,* die sich unabhängig gibt, aber letztlich doch nur abhängig unter anderem Vorzeichen ist: *anti.* Hatten die Väter die Sprache einmal zerstört und bis '68 die schiefe Begriffswelt von Freiheit, Technik, Fortschritt, Wachstum, Logik, Moral und Wohlstand geschaffen – dann haben viele Söhne und Töchter nach '68 im Prinzip dasselbe noch einmal gemacht, nur seitenverkehrt: die Sprach*form* zerstört und dann die schiefe Begriffswelt geschaffen von Betroffenheit, Verletzlichkeit, Nähe, Zuwendung, Harmonie, Verstehen, Gefühl, Beziehung, Offenheit, Zärtlichkeit und Wärme: Wieder Uni-Form, diesmal sprachlich. Nicht zufällig haben ja beide – die konturenlos betroffene, wie auch die autoritär gepanzerte Sprache einen ausgesprochenen spießbürgerlichen und zynischen Zug.

Es mag auch kein Zufall sein, daß die Sprache der Betroffenheit von der Randgruppe herkommt, sich an die Randgruppe richtet, von der Randgruppe spricht und für die Randgruppe eintritt: eben für die Betroffenen. Die deutlich gestiegene Sensibilität für die betroffene Randgruppe – ich nenne mal Gastarbeiter, Asylbewerber, Psychiatriepatienten, Arbeitslose – ist selbstverständlich ein sozialer Fortschritt. Sie ist aber historisch wahrscheinlich auch eine Projektion des unerledigten schlechten Gewissens gegenüber den vernichteten und mißhandelten Minderheiten der Kriegszeit: noch heute heißt es ja immer noch verschämt *jüdische Mitbürger* statt *Juden.* Vielleicht deshalb haben Randgruppen heute oft einen Bonus, ein Prestige zweiter Ordnung, das sie automatisch als Betroffene idealisiert, mystifiziert, tabuisiert und ihnen gerade dadurch wieder Schaden zufügt. Vielleicht ist die Mystifizierung der Randgruppe heute der versteckte Ausdruck des schlechten Gewissens gegenüber der – ausländischen, sozialen, sexuellen oder auch behinderten – Minderheit?

Die Prognose:

Nach der ersten und zweiten Schuld droht die Gefahr einer dritten Schuld: nämlich die zwanghafte Betroffenheit fortzuschreiben, ihre Wurzeln zu leugnen, sie als moralischen Wert an sich hinzustellen, sie dadurch zu mystifizieren und sie wieder unerledigt an die nächste Generation weiterzugeben.

Das Syndrom der Betroffenheit muß also aufgelöst werden. Das heißt dann, den Weg freimachen für die wirkliche Betroffenheit, das wahrhaftige Mitfühlen mit dem Anderen, das sich nicht mehr mit der Sprache aufhält, sondern sich dafür interessiert, was man tun kann.

---

* Dieser Beitrag geht zurück auf einen Vortrag im Rahmen der ärztlichen Fortbildung, gehalten am 13. April 1988 in der Landesnervenklinik Berlin-Spandau. Ärztlicher Direktor: Dr. med. Eberhard Jung.

Literaturhinweise

Giordano, Ralph: Die zweite Schuld *oder* von der Last, Deutscher zu sein. Hamburg/Zürich: Rasch und Röhring 1987.

Hinrichs, Uwe: Studentensprache, Spontisprache. In: Muttersprache 94 (1983/1984), S. 404–416.

Ders.: Begrenzung und Entgrenzung in Sprache und Sprachwissenschaft. In: A. Burkhardt/K.-H. Körner (Hrsg.): Pragmantax, Tübingen 1986, S. 477–486.

Ders.: Sprache und sozialer Touch – vom Elend der Psychosprache. In: Muttersprache 97, 3–4 (1987), S. 145–152.

Pörksen, Uwe (1988): Amöbenwörter. Die Sprache der leisen Diktatur. SPRACHREPORT 1/1988, S. 7–9.

Dr. Uwe Hinrichs war bis 1986 Assistent für Slavische Philologie an der FU Berlin und ist z.Zt. Habilitandenstipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

ÄTSCH – interjectio irridentis, gedehnt und gezogen auszusprechen ... gewöhnlich begleitet den ausruf noch die gebärde des rübeschabens.

AU – ein schmerzensruf, dem sich schon mhd. wie heute ein we zugestellt, in welchem eigentlich die vorstellung des leides und wehes liegt.

*Jacob Grimm,
Deutsches Wörterbuch

Há! – interj.: Laut, worin ein aus der Brust hervordringendes Gefühl sich Luft macht, sowohl bei Anlässen, die das Herz erheben und erweitern, so daß es sich frei fühlt, als bei solchen, die es beengen und beklemmen, so daß es zusammengeschnürt, in der Sehnsucht nach Befreiung und Befriedigung tief aufathmet.

*Daniel Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache